Becks Vogels

EINE LISTE DER DINGE, DIE ICH IN ZUKUNFT NICHT MEHR MACHEN WILL

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

„There are two mes, the one that you see
and the real me, who I'm not supposed to be."

Sinead O'Connor

SOMMER

Es ist Mittwochvormittag und ich ziehe meinen Ehering aus. Warum, kann ich nicht sagen. Er ist im Weg, als ich dabei bin, die Wäsche zu machen. Das ist es wahrscheinlich. Ich stelle die Wäsche an (bunt, 40 Grad) und vergesse den Ring wieder anzuziehen. So einfach ist das.

Ich merke, dass ich spät dran bin, räume noch den Teller vom Ehemann weg, der vom Frühstück stehen geblieben ist, ziehe die Schuhe an, Schlüssel, Tasche, dann bin ich aus dem Haus.
Ich treffe Marie, meine Schreibpartnerin, mit der ich gemeinsam an Drehbüchern arbeite, zum Mittagessen im Café Lou, an der Linken Wienzeile. Wir umarmen uns zur Begrüßung, bestellen Cappuccino, reden, diskutieren, schreiben an unserem Drehbuch. Vor dem Fenster rauscht der Verkehr.

Marie ist Ende fünfzig, sie hat eine demente Mutter und eine fünfundzwanzigjährige Tochter. Wenn ihr Telefon klingelt, ist es entweder ihre Mutter oder ihre Tochter.
Die demente Mutter ist in einem Heim für demenzkranke Menschen, nachdem sie Marie einmal für eine Einbrecherin hielt und mit einer Teigrolle auf sie losgegangen ist. Einmal in der Woche – sonntags – fährt Marie zu ihr und besucht sie und hat ein schlechtes Gewissen, das meist bis Samstag andauert, dann fährt sie sonntags wieder hin.
„Kannst du dir nicht einmal eine Woche Auszeit gönnen?“, habe ich sie bei einem unserer Kaffee-Restaurant-Spazierengehen-Arbeitstreffen gefragt. „Damit dein schlechtes Gewissen mal Pause hat?“
Aber Marie hat nur mit den Schultern gezuckt.
Marie hat ein schlechtes Gewissen ihrer Mutter *und* ihrer Tochter gegenüber. Ihre Tochter, Tess, ist ein Scheidungskind und Marie gibt sich die Schuld für die Scheidung (eine

Affäre, aber eigentlich war die Ehe längst am Ende), und will deshalb bei Tess vieles gutmachen.
„Kann Tess ihre Klamotten nicht selbst kaufen?“, habe ich einmal angemerkt. Aber Marie hat nur gesagt, das ist bei ihnen einfach so.

Marie ist Tochter und Mutter. Ich bin nur Tochter und habe manchmal das Gefühl, ich stehe auf einer Straße, aber kann nur in eine Richtung sehen. Die andere Richtung (das Muttersein) erschließt sich mir nicht.

Es ist nicht so, dass ich es nicht gewollt hätte – der Ehemann und ich hatten es lange versucht, dann unzählige Tests gemacht, aber es stellte sich heraus, dass unsere beiden Körper nicht in der Lage waren, ein Kind zu zeugen. Und seit dem Nachmittag, an dem wir das erfuhren (und klar war, dass unser Leben ohne Kinder verlaufen würde), stelle ich mir hin und wieder die Frage, wie mein Blick in die eine (mir verschlossene) Richtung den Blick in die andere verändern würde.

Dann klingelt Maries Telefon. Ihre Mutter.
„Ich komme erst am Sonntag“, sagt Marie. Und: „Du weißt doch, ich arbeite, Mama“, sagt Marie. Und nach einer Weile: „Okay, ich komme am Nachmittag vorbei.“
Dann legt Marie auf und seufzt.
„Willst du darüber reden?“, frage ich.
Marie schüttelt den Kopf. „Lass uns einfach weiterschreiben.“

Irgendwann verabschiede ich mich und gehe nach Hause.

Erst abends bemerke ich, dass ich den Ring nicht mehr trage. Etwas fehlt an meinem Finger. Und zum ersten Mal

seit Jahren, seit der Hochzeit (vor neun Jahren), betrachte ich meinen Ringfinger.
Was für ein komisches Wort: Ringfinger. Ein Finger (oder eigentlich zwei), der nur nach der Funktion benannt ist, einen Ring zu tragen. Einen Ring zu tragen, in einer Partnerschaft zu sein, zu leben, sich in ein patriarchales System einzufügen, Besitzansprüche zu kommunizieren. Zwei Finger für einen Ring. Zwei Finger an meinem Körper für jemand anderen, für ein System, eine Tradition, eine Rolle. Frau. Ehefrau.

Ich betrachte die Haut, da, wo der Ring gewesen ist. Sie ist weißer, blasser als die übrige Haut. Empfindlich geworden, wie eine Stelle, die nicht wirklich am Leben teilgenommen hat, die letzten Jahre. Die verschont wurde.
Aber wurde sie das? Oder hat sie nicht am meisten gelitten? Wie ist das Leben, wenn man nichts davon mitbekommt, weil man unter einem Ring (Weißgold mit Brillant) begraben ist? Dunkel? Luftleer? Aseptisch?
Ich befühle die Haut und spüre eine Delle. Eine Markierung. Ich frage mich, ob der Ring es geschafft hat, den Knochen zu verformen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen.

Ich sitze am Schreibtisch und tippe in die Suchzeile von Google: „Kann ein Ehering den Knochen verformen?“ Die einzigen Treffer, die ich bekomme, beschäftigen sich alle mit der Frage, ob der Finger den Ring verformen kann (kurze Antwort: ja), aber bei mir fühlt es sich andersherum an. Der Ehering hat meinen Körper verformt.

Dann lege ich den Ring in eine kleine Schachtel im Badezimmer und beschließe, ihn über Nacht nicht zu tragen. Mein Finger braucht Erholung. Ruhe. Er braucht Leben. Es

ist eine Sache zwischen mir und meinem Finger. Nicht mehr.

Es ist ein Mittwoch wie jeder andere. Es hat sich nichts verändert.

TAG 1

Am nächsten Morgen sieht mein Finger fast unverändert aus. Vielleicht ist es zu viel verlangt, dass sich mein Finger so schnell erholt. Vielleicht ist es mehr wie bei einer Erkältung, die erst langsam anfängt, dann schlimmer wird, dann abklingt. Die Haut ist weiß, die Delle ist fühlbar. Ich liege im Bett und fühle und befühle.
Die Sonne versucht sich einen Weg durch die Jalousie zu kämpfen, aber sie scheitert an den weißen Lamellen. Nicht vollständig, sondern eben so, wie es Leonard Cohen besingt: „There is a crack in everything. That's how the light gets in." Das Licht, das hereinkommt, malt ein Muster auf das Parkett.

Der Ehemann ist schon aufgestanden, er hat den Hund gefüttert und rausgebracht, und bevor er zur Arbeit geht, kommt er noch ins Schlafzimmer und ich küsse ihn und wünsche ihm einen schönen Tag.
„Hast du deine Tabletten genommen?", rufe ich ihm hinterher.
„Danke, das habe ich vergessen", ruft er zurück.
Ein paar Minuten später fällt die Tür ins Schloss. Der Ehemann war früher Komponist, aber irgendwann hat er (aus Gründen wirtschaftlicher Machbarkeit) einen Bürojob angenommen, der regelmäßige Arbeitszeiten mit sich bringt. Seitdem arbeitet er fünf Tage in der Woche bei einer Versicherung. Manchmal beneide ich ihn, weil sein Leben so real wirkt, wohingegen meines immer noch wie zusammengewürfelt scheint. So, als könnte es jeden Moment auch anders sein. Das Leben des Ehemanns hat Struktur, Kolleg:innen und Mittagessen in einer Kantine. Sein Leben hat

Charaktere, Plotlines, Meetings, Deadlines, während meine Tage oft dahinfließen, einzig bestimmt von den Launen meiner erratischen Kunden – und, wenn ich ehrlich bin, meinen eigenen.
„You're always more unreal to yourself than other people are", hat Marguerite Duras gesagt.

Ich kann aufstehen, wann ich will, solange ich die Treffen mit Marie schaffe und die Termine mit der Produktionsfirma, die Interesse an unserem Drehbuch hat, und den Kunden, deren Geschichten ich erzähle. Eigentlich bin ich Drehbuchautorin, aber wie die meisten kann ich nicht davon leben. Das durchschnittliche Einkommen für Drehbuchautor:innen in Europa beträgt 19.000 Euro im Jahr; das reicht nicht für die Miete und die Supermarkteinkäufe und Hunderte Kaffees, die die Erstellung eines Drehbuchs erfordert. Dazu kommt, dass die meisten Projekte nichts werden (Filme sind teuer in der Produktion), und so sitzen die Drehbuchprojekte Jahre um Jahre auf der Reservebank, wie ein Tormann, der bei einem Fußballspiel fast nie eingewechselt wird. Sie warten und warten und warten. Und irgendwann schafft es dann doch ein Projekt und macht den anderen, den Wartenden Hoffnung. Und dann wartet man wieder und verdient kein Geld.
„Drehbuchschreiben ist also dein Hobby", hat eine Freundin für mich einmal zusammengefasst.
„Ein Hobby ist es nicht direkt –", hatte ich geantwortet.
„Aber du verdienst ja nichts damit."
„Es ist nicht so, dass ich *nichts* damit verdienen würde", hatte ich mich verteidigt. „Aber eben nicht so viel. Es ist nicht planbar."
Dann traf ich mich erst mal längere Zeit nicht mehr mit der Freundin.

Mit den Jahren aber akzeptierte ich, dass es so war, und suchte mir einen Zuverdienst. Ich überlegte damals, was ich machen könnte, und das Einzige, das mir einfiel, war, die Geschichten von anderen Menschen zu erzählen. Ghostwriterin zu werden. Buh! Ich war das Gespenst hinter den Celebrities, hinter Kolumnen, Fernseh-Moderationen, hinter Talk-Shows. Ich war da, aber niemand konnte mich sehen.
Seit einiger Zeit arbeite ich nun für Harris, einen manierierten Fashion-Mogul, der mich gefragt hat, ob ich seine Memoiren für ihn schreiben würde. Seit Monaten lebe ich in seiner Welt. Einer Welt, in der es Telefonate mit ihm gibt und die Charaktere, von denen er mir erzählt. Bruder. Mutter. Vater. Oma. Onkel. Es sind Charaktere in meinem Kopf, sein Leben ist ein Traum, der jeden Tag weitergeht.
Ich schreibe über seine Kindheit auf dem Bauernhof, wie er als Kind Blumen gesammelt hat, um diese an das Sonntagskleid der Mutter zu stecken, über sein Nicht-dazu-Gehören, das Unverständnis des Vaters, seine Queerness. Dann auch über den Tod der Mutter, seine Lieben, seine Verluste, seine Suche, die nie aufgehört hat. Die Heimat, die ihm fremd war, das Zuhause, nach dem er immer noch sucht. Ich werde zu ihm beim Schreiben. Löse mich völlig auf in seiner Geschichte, seinem Erleben, seinen Gefühlen.
„Du bist meine Seelenverwandte“, sagt er mir manchmal.

Ich stehe auf, dusche. Das Wasser läuft über meine Gedanken. Meine Gefühle sind in warmen Dampf gehüllt. Ich will sie ein bisschen da lassen. Nicht abtrocknen, wegwischen. Das warme Wasser bringt alles hervor: Gedanken, Neurosen, Gefühle. Sie umhüllen mich in der Duschkabine.

Trotz meines flexiblen Alltags zwischen Drehbuchschreiben und meinen Ghostwriting-Projekten, schaffe ich die Abgaben immer. Ich bin kein Prokrastinator, ich bin ein

Präkrastinator, ich mache Dinge, bevor sie überhaupt anfallen. Aus Angst, keine Zeit mehr zu haben.
Die Zeit und ich sind in einem ewigen Kampf – und der Gewinn ist Kontrolle. Tagsüber gewinne ich diesen Kampf oft, in der Nacht verliere ich ihn. Im Traum laufe ich jede Nacht mit meiner Angst um die Wette. Im Traum bin ich immer zu spät, egal, wie schnell ich renne, ob ich die U-Bahn nehme, den Zug, das Auto. Ich scheitere da, wo ich tagsüber meiner Angst meist ein paar Tage, Stunden oder Minuten voraus bin.

Das Telefon klingelt und ich stürze aus der Duschkabine. *Mama* steht auf dem Display. Kurz überlege ich noch, ob ich abheben soll, ob ich später zurückrufen soll. Ich bin nackt und alles tropft, aber ich weiß, ich werde sowieso abheben, ich hebe immer ab.
Ich begrüße meine Mutter und greife nach dem Handtuch. Es rauscht am anderen Ende der Leitung, so stark, dass ich sie nur schwer verstehen kann.
„Was ist das denn für ein Geräusch?“, frage ich.
„Ich lasse gerade frisches Wasser in den Teich im Garten ein. Die Beete müssen neu gemacht werden, ich werde jetzt Hochbeete anlegen, dann den Spitzkohl pflanzen. Morgen kommt Frau Seyer vorbei, um sich das mal anzusehen, dann muss ich einen Kuchen für die Pfarrgruppe backen.“

Frau Seyer ist die Nachbarin meiner Mutter, die mit ihrer Familie (Mann, Kind) in der anderen Hälfte des Doppelhauses wohnt und deren Familienleben ich, wenn ich meine Mutter besuche, an den Rändern des Gartenzauns, am Gehsteig und durch die viel zu dünnen Wände, am Rand eben, mitverfolgen kann.
Die Seyers sind eingezogen, lange nachdem ich vom Rheinland nach Wien umgezogen bin. Früher wohnte eine an-

dere Familie nebenan. Wir waren die rechts, die anderen links.

Meine Mutter erklärt mir, dass ihr Fernseher nicht richtig funktioniert. „Immer, wenn ich auf die Mediathek klicke, bekomme ich eine Fehlermeldung."
„Du könntest dich ausloggen und dann wieder neu ein", versuche ich einen Lösungsvorschlag.
„Wie mache ich das?", fragt meine Mutter.
Ich bin immer noch nackt, aber jetzt fast trocken, ich habe es geschafft, mich während des Gesprächs abzutrocknen, nur der Arm mit der Hand, die das Handy hält, der ist noch nass.
„Du gehst auf Einstellungen", beginne ich, aber meine Mutter unterbricht mich.
„Wann kommst du denn mal wieder?", fragt meine Mutter, so, als ob ich nebenan wohnen würde und nicht in Wien. So, als ob uns ein paar Meter trennen würden oder vielleicht ein paar Hundert Meter, aber eben nicht Tausend Kilometer. So, als ob ich neben ihr in der Doppelhaushälfte wohnen würde und nicht neun Stunden mit dem Zug (wenn man Glück hat, zumindest, sonst mehr) überbrücken müsste.
„Ich muss auch noch das Grab von deinem Vater neu bepflanzen, da könntest du mir helfen. Es ist ja in zwei Monaten sein Jahrestag, und da wird eine Messe für ihn gelesen."
Leise fügt sie hinzu: „Ich würde mich freuen."

Ich bin immer noch nackt, lege das Handtuch auf den Schreibtischstuhl, setze mich drauf und klappe meinen Laptop auf. Ich suche nach Bahnverbindungen.
Reisezeit: 9 Stunden 23 Minuten.
„Es dauert wirklich lange mit der Bahn", sage ich.
„Dann komm doch mit dem Flugzeug", schlägt meine Mutter vor.

Ich öffne Google Flights und suche nach Flügen, aber die Verbindungen an den nächsten Wochenenden sind alle völlig überteuert. Es ist Hauptreisezeit.
„Vielleicht doch die Bahn“, sage ich.
Es rauscht immer noch in der Leitung. Meine Mutter befüllt nach wie vor den Teich im Garten mit dem Wasserschlauch. Dann ist es plötzlich still.
„Ich muss jetzt Kuchen backen“, sagt meine Mutter. „Aber wir telefonieren später, wenn du gebucht hast!“
Dann legt sie einfach auf. Kein „Tschüss!“, kein „Bis Bald!“, „Mach’s gut!“ Die Konversation mit meiner Mutter ist end-los, weil sie nie endet, es gibt keinen Anfang und kein Ende, keine Begrüßung und keine Verabschiedung, es gibt nur die Mitte, und die Mitte geht immer weiter und weiter und weiter. Vielleicht haben das Gespräche mit Müttern so an sich, dass sie einfach weitergehen, dass es keinen Anfang und kein Ende gibt, sie sind eigentlich immer da, ja, auch, wenn man nicht miteinander redet, wenn man sich lange nicht gesehen hat, nicht gehört hat, die Gespräche mit Müttern sind ein Grundrauschen des eigenen Lebens.

Ich sitze nackt vor meinem Laptop. Mein Oberkörper spiegelt sich ein bisschen im Bildschirm, und auf der Website der Bahn spiegeln sich meine Brüste. Ich betrachte meinen Körper, denke an das Gespräch, das immer noch weiterläuft in meinem Kopf, es hat tatsächlich kein Ende.

Irgendwann stehe ich vom Schreibtisch auf, lege mich aufs Bett und starre an die Decke, denke an meine Mutter, das Grab, den Jahrestag, an meinen Vater.

Ich beginne mich eigentlich nur zu berühren, weil ich noch nackt bin. Es ist reine convenience und einfach, weil es schon länger her ist, ich war länger nicht in der Gegend.

Aber jetzt finden meine Hände ganz einfach zwischen meine Beine. Es drängen sich Gedanken dazwischen, ich muss erst über sie hinwegsteigen, Gedanken an meine Mutter, die Nachbarin, Harris, dem ich das nächste Kapitel für seine Memoiren schulde. Ich muss über diese Gedanken hinwegsteigen, das weiß ich, ich kann nicht kommen, ohne sie zu bezwingen, sie sind hartnäckig, drängen sich zwischen mich und meine Lust.

Ich schaffe es schließlich, es dauert gar nicht lange, zwei, drei Minuten vielleicht, bis ich komme. Es ist nicht ganz so mühelos, wie einen Espresso in einem italienischen Stehcafé hinunterzukippen, wo man einfach zum Tresen geht, bestellt, bezahlt, trinkt, und dann geht man wieder. Es ist eher so, wie sich auf eine Sofaecke zu quetschen und dann neben Jacken und Taschen einen kleinen Cappuccino zu trinken, in dem zu viel Schaum ist, durch den man sich kämpfen muss, um zum Kaffee zu kommen.

Ich komme, und dann klingelt mein Handy schon wieder. Ich erwarte, dass es noch mal meine Mutter ist, die eine Frage hat, eine Aufgabe, das Leben ist komplizierter geworden und ich bin die lifeline zur Gegenwart, dafür hat man ja Kinder, wenn der Partner gestorben ist. Aber es ist nicht meine Mutter, sondern Stefan, mein Steuerberater, der mir sagt, dass ich eine Nachzahlung von der Sozialversicherung zu erwarten habe.
„Wie wird denn dein nächstes Jahr finanziell ausschauen?“, fragt er dann. Er fragt hoffnungsvoll, aber ich habe keine Ahnung.

Ich habe keinen Job, bei dem man am Ende des Monats sein reguläres Gehalt bekommt und eine gleichbleibende Summe in die Pensionsversicherung einzahlt. Wenn ein

Projektabschluss zustande kommt, ich ein Buch für einen meiner Ghostwriting-Kunden schreibe, dann bekomme ich 30.000 Euro für das Manuskript, und davon muss ich leben, bis ich das nächste Projekt verkaufe.
Ich habe auch ein paar kleinere Aufträge. Für Harris schreibe ich zweiwöchentlich eine Kolumne, in der es um Modetrends geht und die ich meistens sonntagabends im Pyjama auf der Couch schreibe. Zwischendurch eine Rede, einen Artikel, manchmal Moderationstexte.
Wann ich das nächste Projekt verkaufe? Das wüsste ich selbst gerne. Das sage ich Stefan aber nicht, sondern ich sage: „Es wird sicher bald ein neues Projekt reinkommen!" Er ist so höflich, nicht nachzufragen, denn wenn ich ehrlich bin, dann schäme ich mich, weil ich finde, mit fünfundvierzig sollte man sein Bankkonto unter Kontrolle haben.

Ich bin ein Cowboy, der versucht, mit einem riesigen Lasso alles einzufangen – Zeit, Geld, mich selbst –, aber ich ziele oft daneben, versuche es noch mal, scheitere, manchmal gelingt es mir, und dann, dann ziehe ich es ganz nah an mich heran – die Zeit, das Geld, die Kontrolle. Leider ist es schnell wieder weg. Das Pferd will frei sein. Es will laufen. Die Freiheit ist sein Ziel.

Ich verabschiede mich, stehe auf und ziehe mich an. Ich schreibe *nicht nackt mit meinem Steuerberater telefonieren* auf die Liste der Dinge, die ich in Zukunft nicht mehr machen will.